



Sonnen
könig
Pechrabe

LAGO

Kai Spellmeier

Kai Spellmeier

Sonnen
könig
Pechrabe

LAGO

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen

info@lago-verlag.de

Originalausgabe

1. Auflage 2022

© 2022 by LAGO Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Textauszüge aus:

Charles Clutton, *Ein trübseliges Klagelied auf die gottlosen Männer*, General Reference Collection 1889.d.3.(196.).

Lord Byron, *An Thyrza* aus *Lord Byron's Werke*. Übersetzt von Otto Gildemeister. In sechs Bänden. Reimer 1865.

Redaktion: Jil Aimée Bayer

Umschlaggestaltung: Manuela Amode

Umschlagabbildung: Shutterstock.com/Hzpriezz, Olga_C

Layout und Satz: inpunkt[w]o, Haiger | www.inpunkttwo.de

Druck: CPI

Printed in the EU

ISBN Print 978-3-95761-214-4

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95762-311-9

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95762-312-6



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.lago-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

Für Nele

Ein Wort der Warnung, bevor Sie weiterblättern:

Die Schreckensherrschaft von Henry VIII. mag längst Vergangenheit sein, aber der Stand der Dinge verbleibt weiterhin mittelalterlich. Meine Geschichte, wenn auch eine über die Liebe, kann nicht erzählt werden, indem die hässlichen Wahrheiten dieser Zeit unter den Teppich gekehrt werden. Schilderungen und Diskussionen von körperlicher und sexueller Gewalt, Folter, Suizid und Beschimpfungen sind unwiderruflich mit meinem Leben verwoben und auch die Grauen der britischen Kolonialherrschaft sind nicht wegzudenken. Ich werde Ihr Vertrauen nicht missbrauchen, indem ich Ihnen fahle Lügen auftrische. Bitte achten Sie genauso auf Ihr Wohlbefinden wie auf das eines jeden Menschen, der Ihnen am Herzen liegt.

In ewiger Treue

E. A.

»Welch Freude kann die Sünde sein,
dass wir ihr stetig folgen [...]«

Charles Clutton, 1824

»Wo wir verstohlen Blicke tauschten,
Das Lächeln, das nur ich verstand,
Das Flüstern, dem die Herzen lauschten,
Den Druck, den bebenden, der Hand [...]«

Lord Byron, 1811



LINCOLNSHIRE, ENGLAND, 1810

Der Pfarrer fiel und starb. Thomas traute sich nicht, die Augen von der unordentlichen Masse abzuwenden, die leblos im Hausflur lag. Fast glaubte er, dass der Tote sich in einem Moment der Unaufmerksamkeit aufrichten und mit haltloser Rage erneut auf ihn zu stürzen würde. Starr schaute er auf die farblosen Zehen, die ihm in der erschreckenden Stille des Hauses unendlich makaber vorkamen.

Es war das erste Mal, dass Thomas einen Menschen sterben sah, aber bereits das zweite Mal, dass der Tod sein Leben am Schopf packte und schüttelte, bis nichts mehr war wie zuvor. Thomas war vier, als sein Vater sich ins Jenseits trank, sechs, als er zum Stiefsohn gemacht wurde, vierzehn, als er seinen Stiefonkel von einer Treppe schubste und ihm das Genick brach. Wäre sein Vater noch am Leben, würde Thomas nun nicht im Pfarrhaus sitzen, zusammengepfercht und atemlos, während er dabei zusah, wie die Wärme aus dem Körper des Toten wich. Zu Eis erstarrt, kauerte er auf dem Treppenvorsprung und wagte es nicht, auch nur zu atmen.

Der Pfarrer regte sich nicht. Die Zehen verharren in ihrer Position. Der Kopf war in einem unnatürlichen Winkel gegen die Wand gepresst, und die übrigen Glieder schienen merkwürdig knochenlos. Ein Finger, absurd gekrümmt, stieß an das Holz der Vordertür.

Eine Welle der Erleichterung brach über Thomas herein, dicht gefolgt von einer zweiten Welle, die ihn in solche Panik versetzte, dass ihm der Mageninhalt die Kehle hochschoss. Er schlug die Hände vor den Mund und zwang sich, die saure, klumpige Masse wieder hinunterzuwürgen. Er konnte sich nicht auf einen toten Pfarrer übergeben.

Kaum hatte Thomas die Säure wieder die Kehle hinabgezwungen, da gab die Vordertür ein unheilvolles Knarzen von sich. Übelkeit schüttelte ihn, während er beobachtete, wie der Riegel sich hob und Licht durch den stetig wachsenden Schlitz fiel. Das Holz schabte gegen den gekrümmten Finger, schob die Hand mit einem qualvollen Schleifgeräusch über den Boden, bis die Tür in das Fleisch des Toten stieß und zum Stehen kam. Eine Gestalt presste sich durch den Spalt und erstarrte, als sie den Pfarrer erblickte.

Blut dröhnte in Thomas' Ohren. Sein Magen rebellierte, doch er war zur Regungslosigkeit verdammt, während ein Paar himmelblauer Augen über den Körper am Fuß der Treppe glitt, die aufgedunsenen Füße und nackten Zehen streifte, von Stufe zu Stufe sprang, den Treppenabsatz erreichte und auf Thomas zu ruhen kam.

Der Blick gab ihm den letzten Rest.

Thomas spie.



LONDON, ENGLAND, 1816

Ein gar hübsches Nadelkissen

König George III. würdigte Edward keines Blickes. Stur sah der alte König an ihm vorbei. Die Jahre hatten seinen Zügen keinen Gefallen getan. Sie wirkten verwaschen, ähnlich einem Gemälde, das erbarmungslos in direktem Sonnenlicht gebadet und schon vor langer Zeit seine prächtigen Farben verloren hatte. Die hohe Stirn verfloss nahtlos mit der Nase, stolz nach oben gereckt. Sie tat jedoch nichts daran, das fliehende Kinn zu kaschieren. Doch waren es die Augen, die Edward von des Königs Wahnsinn überzeugten. In Schatten gehüllt, ruhten sie tief in ihren Höhlen, praktisch blind und voller Gram. Gedankenverloren fuhr Edward mit dem Finger über den Schilling in seiner Hand.

»Samuel, versprich mir eines«, begann er, »sollte die Zeit ähnlich grausam mit meinem Abbild umgehen, stecke den Künstlern ein ordentliches Trinkgeld zu. Ich möchte vermeiden, dass die Nachwelt mich als Trauerspiel in Erinnerung behält.«

Edward schnippte die Münze in seinen Fingern, und an des Königs Stelle traten bronzene Lettern, gerahmt von einem Kranz aus Eichenlaub.

»Wer sagt, dass dein Abbild überhaupt verewigt wird? In deinen Adern fließt weder blaues Blut, noch wiegen deine Taschen sonderlich schwer. Es besteht also kein Anlass, sich um ein wenig schmeichelhaftes Porträt zu sorgen.«

Samuel kauerte vornübergebeugt am Ende einer schweren Tafel, die fast die gesamte Länge des Raumes einnahm. Die mit unzähligen Narben versehene Holzplatte war kaum sichtbar unter den Massen an Seide und Spitze, Faden und Fingerhüten, welche Samuels Tage und Nächte gleichsam füllten.

Wie er bei all dem Chaos nicht den Kopf verlor, war Edward ein Rätsel, doch er sah keinen Grund, seine Arbeitsweise infrage zu stellen. Das Ergebnis war immer mehr als zufriedenstellend.

Stetig führte Samuel Nadel und Faden durch den Stoff – die Bewegung zielgerichtet, doch ohne Hast, gleich eines Flusses, der nicht anders wusste, als immerfort seinem Lauf zu folgen.

Eine einzige Kerze spendete ihm Licht, und mit jedem Stich erglomm die Nadel für einen flüchtigen Augenblick in den Flammen. Samuels Antlitz blieb verborgen hinter einem Vorhang aus Strähnen, die ihm sanft in die Stirn fielen. Edward warf ihm einen empörten Blick zu.

»Wenn mich das beruhigen soll, so haben deine Worte ihr Ziel verfehlt. Wer braucht schon Feinde, wenn man Freunde hat, die dich stets an deine Nichtigkeit erinnern?«

Gekränkt glitt er die Rückenlehne des Sofas hinab, bis er ganz in den abgenutzten Kissen versank.

»Edward«, sprach Samuel und sah resigniert von seiner Tätigkeit auf. »Zeit wird dich nicht entstellen können, und das weißt du sehr wohl. Ich sehe keinen Grund, dir noch mehr Honig ums Maul zu schmieren. Für diesen Zweck hast du einen Spiegel und einen end-

losen Strom an Verehrern.« Samuels Aufmerksamkeit glitt von Edwards Schmollmund zu der Münze in seiner Hand. »Noch dazu gebührt seiner Majestät etwas mehr Mitleid. Keine Seele hat es verdient, besinnungslos und von allen Geistern verlassen vor sich hinzusiechen.«

»Mitleid?«

Edward schnaubte und warf die Münze in einem eleganten Bogen in die Luft, worauf sie lautlos wieder in seiner Handfläche landete.

»Wer mehr Paläste besitzt als ich Zehen, der braucht mein Mitleid nicht.«

Samuel seufzte.

»Lässt du mich deinen Frack nun säumen oder möchtest du ganz ohne aus dem Haus treten?«

Er neigte den Kopf und sah Edward mit der zerrinnenden Geduld eines müden Vaters an, dabei waren sie etwa im gleichen Mannesalter. Genau konnte Edward es nicht sagen, und er hatte die leise Vermutung, dass Samuel ähnlich wenig über seine exakten Geburtsumstände wusste wie er selbst. Wenn man Samuels Worten Glauben schenken konnte, so hatte sein Leben in dem Moment begonnen, als er zum ersten Mal einen Besen in die Hand gedrückt bekam und sein neuer Lehrmeister ihm gebot, den Hof vor dem Laden zu fegen. Jenen Lehrmeister hatte Edward nie kennengelernt. Er war verstoben, bevor Edward in das Dachzimmer über der Damenschneiderei gezogen war.

»Schon gut, ich bin still wie ein Henker am Schafott.«

Die Zweifel standen Samuel ins Gesicht geschrieben. Edward presste die Lippen aufeinander, bekreuzigte sich und kniff fest die Augen zusammen.

Ein weiterer Seufzer und das leise Rascheln von Stoff bedeuteten Edward, dass Samuel seine Arbeit wieder aufgenommen hatte.

Edward öffnete die Augen und starrte an die niedrige Decke, welche im Kerzenlicht ein seltsam lebhaftes Bild annahm. Für eine Minu-

te war Edwards Aufmerksamkeit gebannt von der wabernden Dunkelheit, dann hatte er sich auch an ihr sattgesehen und ließ den Blick zu dem Fenster über dem Sofa gleiten. Wer sich sittlich auf dem Möbelstück positionierte, dem gebührte die Aussicht auf eine breite Gasse, gesäumt von dicht aneinandergereihten Geschäften, deren Türen um diese Zeit fest verschlossen waren. Eine einsame Straßenlaterne am Ende der Gasse tauchte die Gebäude in ein schwaches Licht, sodass die Schriftzüge über den Geschäften sich nur äußerst scharfen Augen zu erkennen gaben. Tagsüber säumten Händler und Kauftüchtige die Wege, doch auch nachts kehrte nie gänzlich Ruhe ein. Eine Stadt von der Größe und Fülle Londons litt an immerwährender Schlaflosigkeit.

Edward reckelte sich auf dem Sofa, Beine über die Lehne gefaltet, ein Schuh baumelte gefährlich an einem der weiß-bestrumpften Füße. Aus diesem Winkel erkannte er nur die hohen Dächer der anderen Straßenseite und einen Schornstein, der träge Rauchschwaden in den Londoner Nachthimmel schleuste. Ein leises, doch eindeutiges Kratzen ließ Edward aufhorchen. Er schlüpfte in den Schuh, setzte sich auf und ging auf leisen Sohlen, um Samuel ja nicht zu belästigen, zum anderen Ende des Raumes. Eine schmale Treppe führte hinab in den Ladenbereich, doch Edward betrachtete die Tür daneben mit scharfem Blick und gespitzten Ohren. Wenige Sekunden später vernahm er das Kratzen erneut.

»Samuel ...«, setzte Edward zögernd an.

»Nein.«

»Aber ...«

»Die Leute schmücken sich gern mit Pfauenfedern und Hermelinfell, doch Katzenhaar wäre mir neu. Außerdem zerstört die Katze meine Stoffe. Sie bleibt, wo sie ist.«

»Ist ein Kater«, grummelte Edward, doch er entfernte sich brav von der Tür.

Sir Pembroke war ein Streuner mit schmutzdelig-schwarzem Fell und treuen Augen. Eines Tages war er vom Dach nebenan in Edwards Zimmer gehüpft, hatte sich ein Stück Käse stibitzt und danach prompt ein Nickerchen auf der Fensterbank gemacht. Seitdem gehörte er zum Inventar, auch wenn Samuel ihn strikt ins Dachgeschoss verbannte. Edward hätte den Kater gerne in die Stube gelassen, doch Samuel hatte recht. Ein Damenschneider und ein Studentiger vertrugen sich nicht. Mit hängenden Schultern schlurfte Edward zum Sofa zurück, nur um mit dem Gesicht voran draufzufallen.

»Langeweile steht dir nicht«, sagte Samuel. »Sie macht dich vollkommen unerträglich.«

»Da liegst du ganz und gar falsch«, erwiderte Edward entschieden. »Sie steht mir ausgezeichnet. Es ist eine wahre Kunst, im Angesicht schockierendster Tatsachen vollkommen desinteressiert auszusehen.«

Samuel widmete sich noch immer seiner Nadel, doch ein sanftes Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

»Das ist wohl wahr, aber ich möchte behaupten, dass es nicht weniger anspruchsvoll ist, im Angesicht gähnender Tristesse wahre Aufmerksamkeit zu beweisen.«

Edward schnalzte mit der Zunge.

»Zum Glück habe ich beides längst gemeistert, sonst wäre ich arm wie eine Kirchenmaus. Versuch du einmal, mehrere Nächte mit einem angehenden Barrister zu verbringen, der das englische Eherecht für eine anregende Abendunterhaltung hält.«

»Lieber nicht«, antwortete Samuel tonlos. »Aber wo wir schon dabei sind: Was trägt der Mann von fragwürdiger Gesinnung und hohem Rang heutzutage?«

Edward konnte sich ein schmutziges Grinsen nicht verkneifen. »Wer hätte gedacht, dass du so unanständig bist?«

Edward konnte nicht behaupten, dass Samuel jemals in seiner Anwesenheit über Freundschaft hinausgehende, tiefe Gefühle für eine andere Person eingestanden hätte. Oder auch nicht so tiefgehende Gefühle der eher triebgesteuerten Art. Er behandelte all seine Mitmenschen mit gebührendem Respekt und beneidenswerter Geduld, selbst wenn diese in Edwards Augen nichts dergleichen verdienten. Falls hinter der streng gebundenen Krawatte, dem eng anliegenden Frack und der höflichen Fassade leidenschaftliche Emotionen tobten, so wusste Samuel diese gut zu verstecken. Im Gegenzug hatte Edward schon oft beobachtet, wie Samuels Kundinnen – und selbst seine Näherinnen – sich in seinem Anblick verloren. Vor allem Emmeline. Edward nahm es ihr nicht übel, denn Samuel – mit seiner ruhigen Natur, den geraden, schmalen Schultern und den sanft geschwungenen Brauen – hatte etwas Elfenhaftes an sich. Sein Äußeres faszinierend und sein Auftreten distanziert, so weckte er, meist ungewollt, das Interesse der Leute um sich herum. Erst nach Ladenschluss, wenn er sich in den privaten Bereich des Hauses zurückzog, ließ er sich den Zoll anmerken, den es forderte, ständig auf der Hut zu sein. Die Furcht, die eigene Existenz vernichtet zu sehen, weil man nicht in die engstirnige Vorstellung eines »richtigen Mannes« passte, nagte auch unablässig an Edward, selbst wenn sich ihre Gründe im Kern unterschieden.

»Nichts daran ist unanständig«, behauptete Samuel. »Meine Laufkundschaft besteht nun mal ausschließlich aus feinen Damen, und auch wenn ihre Ehemänner mich entlohnen, so glänzen sie meist durch ihre Abwesenheit. Der einzige Mann, der regelmäßig bei mir ein und aus geht, bist du.«

»Ich wiederhole: unanständig.«

»Ich geb's auf. Je schneller ich hier fertig bin, umso früher bin ich dich los.«

»Also gut«, sagte Edward und erhob sich erneut vom Sofa, nur um sich zwei Schritte später rittlings auf einen Stuhl gegenüber von

Samuel fallen zu lassen. »Als ich den Möchtegern-Barrister zuletzt traf, begrüßte er mich in Zylinder und Stiefeln, senffarbenen Kniehosen und einem doppelreihigen Frack über einem Hemd aus weißem Leinen. Nicht sonderlich spannend, wenn du mich fragst, aber nachdem er sich allem außer den Stiefeln und dem Zylinder entledigt hatte, wurde es schließlich doch noch ganz amüsant.«

Samuel hielt mitten in der Bewegung inne und wies zur Treppe.

»Wieso siehst du nicht nach, was Sally treibt? Sicherlich hört sie sich deine Eskapaden lieber an als ich.«

»Das steht außer Frage, nur bin ich ein Gentleman und die Dame kleidet sich gerade an. Ich kann ihr schlecht dabei helfen. Petticoats sind mehr dein Metier als meines.«

Samuel sah ihn über die flackernde Kerze hinweg an.

»Ihr zwei seid schon ein Dutzend Mal betrunken in dasselbe Bett gefallen und hattet dabei selten alle Kleidungsstücke beisammen. Ich glaube, sie würde es überleben, wenn du ihr dabei zusiehst, wie sie sich die Haare hochstecken lässt.«

Edward griff nach einem Knäuel aus Garn, doch Samuel war schneller. Er ließ es mit einer flinken Bewegung in seiner Manteltasche verschwinden, jedoch nicht, ohne Edward eine stille Warnung zu senden.

»Ganz richtig«, sagte Edward und ignorierte dabei die Warnung beflissen. »Doch war das nach einem Ball und mehr Gläsern Punsch, als ein Zirkus Flöhe hat. Momentan befinden wir uns vor dem Ball, und tragischerweise bin ich stocknüchtern. Die Dame muss also ohne mich klarkommen.«

Er schnappte sich ein schmales Band rosafarbener Spitze und sprang auf, bevor Samuel es ihm entreißen konnte. Der Mann hatte eine Nadel in der Hand und sah aus, als würde er jeden Moment auf Edward losgehen. Edward traf die weise Entscheidung und ließ ihn allein am Tisch zurück, während er sich im Spiegel das Band um den

Kopf legte und es auf der Stirn mit einer Schleife versah – mit einem nicht unansehnlichen Ergebnis, wie er fand.

Er war kurz davor, Samuels Meinung zu seinem neuen Kopfschmuck einzuholen, als er Schritte auf der Treppe vernahm und eine schmale Gestalt aus dem Boden hervorwuchs. Eine junge Frau mit goldbraunem Teint und aufgeweckten Augen stand wenige Sekunden später vor ihm. Ihr schwarzes Haar war unter einer Haube zurückgebunden, aus der sich nach stundenlanger Arbeit einige Locken gelöst hatten. Ihre Hände hatte sie vor ihrer Schürze gefaltet. Als sie Edward sah, legte sich ein belustigter Zug um ihre Lippen und im Gegenzug schenkte er ihr ein Grinsen.

»Mister Hamilton, Mister Arden«, sprach sie mit einem flotten Knicks.

»Emmeline!«, rief Edward voller Freude aus. »Ihr Anblick ist mir die reinste Freude. Wenn ich noch eine weitere Minute allein mit diesem Griesgram hätte verbringen müssen, so wäre ich als lebendes Nadelkissen geendet.«

Emmelines Grübchen vertieften sich.

»Ein gar hübsches Nadelkissen, wie ich finde. Rosa steht Ihnen ausgezeichnet.«

Edward warf theatralisch den Kopf zur Seite, sodass das Band durch die Luft tänzelte.

»Vielen Dank. An Ihnen ist, wie ich sehe, eine Handelsfrau verloren gegangen. Mister Hamilton sollte Ihnen eine Gehaltserhöhung geben.« Er wandte sich zu Samuel um, der Edward mit einem zweifelnden Blick bedachte. »Hast du gehört, Samuel? Emmeline verdient eine Gehaltserhöhung.«

Samuel erhob sich von seinem Stuhl, was nicht viel Unterschied machte, da selbst Emmeline ihn ein wenig überragte. Mit einem eleganten Ruck seines Arms trennte er den überstehenden Faden vom Frack.

»Wenn meine lieben Freunde mich für die Ausbesserungen, die ich regelmäßig an ihrer Kleidung vornehme, angemessen entlohnen würden, wäre das gar kein Problem.«

Er lief die Länge des Tisches entlang, warf Edward mit mehr Wucht als nötig den Frack an die Brust.

»Sollten sie mich jedoch weiterhin schamlos ausbeuten, so haben bald weder Emmeline noch ich eine Anstellung.«

»Der Herr beliebt zu scherzen«, sagte Edward und schluckte das Schuldgefühl so schnell hinunter, wie es aufgekommen war.

Er zahlte Miete für das Zimmer unter dem Dach, und nicht wenig. Noch dazu teilte er regelmäßig Wein und Speis mit Samuel, vor allem immer dann, wenn dieser bis spätnachts arbeitete und wie immer vergaß, etwas zu essen.

Aber es hatte auch seine Vorteile, die Freundschaft eines gelernten Schneiders zu teilen, und als Mann von Stil und Verstand durfte man diese nicht ausschlagen. Mal ganz davon abgesehen, dass Edward wiederholt Versuche gestartet hatte, Samuel für seine Zeit zu bezahlen, doch mehr als die Materialkosten ließ dieser sich nicht vergüten.

Emmeline war in der Hinsicht nicht so stur wie ihr Vorgesetzter. Wenn Sally sie für ihre Dienste beanspruchte, wie es an diesem Abend der Fall war, dann ließ sie sich auch dementsprechend bezahlen. Edward hingegen war dazu verdammt, hin und wieder ein paar Münzen in Samuels Atelier zu verlieren, nur um ihm Tage später, wenn dieser die Münzen unter einem Haufen Baumwolltüchern fand, vorzuheucheln, er habe keinen blassen Schimmer, wo die jetzt schon wieder herkamen.

»Was kann ich für Sie tun, Emmeline?«, fragte Samuel nun und faltete seine Hände ebenfalls vor sich. Edward hatte schon häufig beobachtet, wie die zwei äußerst förmlich miteinander umsprangen. Als hätten sie etwas zu verheimlichen. »Verlangt Miss Savage nach meinen Diensten?«

Emmelines Grübchen verschwanden und sie knickste erneut.

»Nein, Mister Hamilton.«

Edward sah, dass sie Samuel nicht ins Gesicht, sondern etwa in Richtung seines Ohrläppchens schaute.

»Sie lässt mich ausrichten, dass sie die Herren in der Anprobe erwartet. Sie sagt, sie sei ausgehbereit.«

»Gott sei Dank!«, rief Samuel. »Edward, nimm deine Sachen und geh. Je schneller du mir aus den Augen trittst, umso besser.«

Edward sah ihn mit zusammengekniffenen Lidern an.

»Ich sehe keinen Grund zur Eile«, sagte er. »Tatsächlich müssen wir vorher noch die Dame begutachten, und begutachten lässt es sich am besten mit ein oder zwei Gläschen Wein.«

Samuel schnaubte, als Edward ihm den Rücken zukehrte. Er hingegen klaubte sich einen Hut vom Regal, schob einen Berg aus Stoff hin und her, um Samuel zu ärgern, und ließ König George III. in einer Schale aus Knöpfen verschwinden.

Schließlich schenkte er Samuel und Emmeline, die ihn vom anderen Ende des Raumes beobachtete, ein triumphierendes Lächeln und stolzierte dann zielbewusst an ihnen vorbei.

Unten angekommen, trat er ins Ankleidezimmer, einem mit Spiegeln versehenen Raum, von dessen Decke ein Miniaturkronleuchter hing, damit Samuels Kundinnen sich ausgiebig von allen Seiten betrachten konnten. In einer Ecke stand ein schmaler Schminktisch mit samt einer Vase voll blühender Pfingstrosen, die den Raum in ihren Duft hüllten.

Unter dem Kronleuchter saß auf einem samtenen Hocker eine junge Frau in einer Wolke aus weißem Musselin und rosa Spitze. Ihr kastanienbraunes Haar war in sanften Locken auf ihr Haupt getürmt und ihre Wangen leuchteten, wie sie es sonst nur taten, wenn sie bereits dem Wein zugesagt hatte. Als sie mit Schalk in den Augen unter die Wogen

ihres Kleides griff und eine angebrochene Flasche Claret zum Vorschein brachte, sah Edward seine Vermutung bestätigt. Er griff nach der Flasche, doch sie hielt ihn zurück.

»Erst Komplimente, dann Wein«, forderte sie mit erhobenem Zeigefinger.

Edward schlenderte in einem Kreis um Sally herum, wobei er sie ausgiebig musterte. Sie war keine Schönheit, dennoch fiel es ihm schwer, den Blick von ihr zu lösen. Hinge ihr Porträt in einer Galerie, so wäre Edward anfangs daran vorbeispaziert, um sich nur kurze Zeit später erneut davor wiederzufinden. Was wie ein unscheinbares Gemälde mit teils groben Strichen erschien, hatte mehr Tiefe, als auf den ersten Blick zu erkennen war. Ein feiner Höcker saß auf der Nase, ein tränenförmiges Muttermal schmückte eine Schläfe und goldene Sprenkel funkelten verheißungsvoll in den dunklen Augen.

»Amelia wird heute Nacht eine ganz schreckliche Zeit haben«, sagte Edward, in Gedanken bei der jungen Jüdin, die seit über einem Jahr eine besonders enge Freundschaft mit Sally führte.

»Ach so?«, antwortete Sally. Sie sah nicht belustigt aus.

»Du kannst es ihr nicht übel nehmen. Stundenlang wird sie neben dem kostbarsten Mahl des Abends stehen und darf keinen einzigen Happen davon kosten.«

Sally schlug mit einem Fächer nach ihm, jedoch nicht, ohne ihm ein selbstgefälliges Grinsen zu schenken.

»Wer sagt, dass sie nicht davon kosten wird?«

Sie nahm einen tiefen Schluck aus der Flasche und reichte sie Edward.

»Ich werde sie sicher nicht davon abhalten.«

Edward nahm die Flasche dankend entgegen.

»Wer wird wovon abgehalten?«, erkundigte sich Samuel, der Edward gefolgt war und nun im Türrahmen verharrte. Ein Räuspern veranlasste

Samuel, rot anzulaufen und zur Seite zu treten, woraufhin Emmeline an ihm vorbeihuschte. Der Raum war fein eingerichtet, doch wenn sich mehr als drei Leute darin befanden, wurde es recht kuschelig.

»Niemand. Ganz im Gegenteil«, erwiderte Sally. In einer theatralischen Geste richtete sie sich auf und warf sich an Samuels Brust. »Dinner ist angerichtet.«

Emmeline wandte sich ab, doch die verspiegelten Wände enthüllten, wie sie damit kämpfte, ein Lächeln zu unterdrücken. Samuel bekam davon nichts mit. Er befreite sich stoisch aus Sallys Umarmung und warf seinen Freunden einen tadelnden Blick zu.

»Passt auf euch auf. Gerade heute erwarten die Leute einen Skandal – und ihr wollt es sicher nicht sein, die ihren Heißhunger befriedigen.«

Die Warnung versetzte ihrer kleinen Gesellschaft einen Dämpfer. Niemand von ihnen wollte sich ausmalen, was passierte, wenn man sie auf frischer Tat erappte. Die Gesetze in diesem Königreich waren kein Zuckerschlecken, vor allem, wenn es darum ging, anderen vorzuschreiben, wie und mit wem sie gerne ein Bett teilen durften. Daran musste Edward nicht erst erinnert werden.

Er beobachtete, wie Emmeline ein Paar weißer Abendhandschuhe aus einer Schublade hervorzauberte. Manchmal fragte er sich, wie viel sie über seine und Sallys Gewohnheiten wusste oder sich zusammengereimt hatte. Falls sie daran Anstoß nahm, ließ sie sich nichts anmerken. Ihre Gesichtszüge wiesen die erprobte Gleichgültigkeit auf, welche alle Bediensteten meistern mussten, die Wert auf eine Anstellung legten.

»Ich gehe davon aus, es hätte keinen Zweck, dich zu fragen, ob du uns begleitest«, sagte Edward den Schneider.

»Nein, das hat es nicht.«

»Dann nichts wie los.« Edward nickte Sally zu, löste die Schleife aus dem Haar und schlüpfte in den Frack, vorsichtig darauf bedacht,

keinen Wein auf die Kleidung zu kleckern. Dann pflückte er eine der Pfingstrosen aus der Vase und steckte sie sich ans Revers.

»Sorg dafür, dass unser Samuel nicht die halbe Nacht aufbleibt«, sagte Sally mit einem Augenzwinkern und schlüpfte in die Abendhandschuhe. »Der Mann braucht Schlaf. Vielleicht ist er dann auch weniger mürrisch.«

Emmeline und Samuel vermieden es bewusst, einander anzusehen. Edward glaubte sogar, erkennen zu können, wie Emmelines goldbraune Wangen erröteten.

»Miss, ich werde nichts dergleichen machen. Was Mister Hamilton nach Ladenschluss tut oder nicht tut, liegt nicht in meiner Hand.«

Sally hielt mitten in der Bewegung inne. Einer ihrer Handschuhe baumelte halb vergessen von ihren Fingern.

»Oh! Ich wollte nicht ... Ich würde nie ... Nein, es war nicht meine Absicht, zu ...«

Emmeline knickte flink und sagte: »Ich wünsche Ihnen einen genügsamen Abend. Ich werde hier Abschied nehmen, wenn Mister Hamilton es gestattet.«

Samuel nickte seinen Fußspitzen zu.

»Selbstverständlich, Emmeline. Richten Sie Ihrem Vater meine Grüße aus.«

Er trat aus dem Türrahmen und Emmeline schritt erhobenen Hauptes aus der Kammer. Wenige Sekunden später fiel eine Tür ins Schloss. Edward füllte die darauffolgende Stille mit einem großzügigen Schluck Wein.

»Ich glaube«, begann Samuel mit einem kaum vernehmlichen Zittern in der Stimme, »es wäre das Beste, wenn ihr jetzt ganz schnell auf euren Ball entweichen würdet.«

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. Mit Retikül, Zylinder und Wein im Anschlag stoben sie aus dem Geschäft, bereit, die Nacht auf den Kopf zu stellen.



Von Rang und Namen

Lord Frederick Francis Melville war betrunken und bereute alles. Es war nicht das erste Mal, dass er sich in solch einer Notlage befand, aber dieses Wissen half nicht, seine Laune zu heben.

Er bedauerte seine Anwesenheit auf diesem Ball, er bedauerte es, seinen Cousin im Schlepptau zu haben, und er bedauerte es ganz außerordentlich, Miss Elizabeth Ailesbury gesagt zu haben, sie hätte schöne Augen. Jedoch nicht, weil es nicht wahr war, sondern einzig und allein, weil es hieß, dass er ihr den Hof machte – zumindest wenn man seiner Tante glaubte, und alle schienen das zu tun.

Tante Marian war in ihrer Blütezeit selbst eine allseits bekannte Dame gewesen, die auf keiner Party fehlen durfte. Jetzt war sie der Ansicht, dass diese Erfahrung ihr freie Hand in der Planung von Freddy's sozialem Kalender gab, und er dankte es ihr kein bisschen, dass sie ihm vorschrieb, wann und wo er zu sein hatte. Er war ein erwachsener Mann.

Wäre er das letzte Mal, dass er einen Ball besucht hatte, nicht ähnlich betrunken gewesen wie jetzt, so hätte er Miss Elizabeth Ailesbury nie getroffen und auch ihre Augenfarbe nicht erwähnt. Dieser trübe

Gedanke erforderte mehr Alkohol, denn es konnte wohl kaum schlimmer werden.

Die Sache war die: Es war noch nicht mal ein besonders kreatives Kompliment gewesen. Er hatte lediglich gesagt: »Ihre Augen sind sehr blau, Miss«, und nun musste er auf diesem lächerlichen Ball antanzen und so tun, also würde er jemanden umwerben, den er nicht umwerben wollte.

Aber es war entschieden: Dies war die Frau, mit der er seinen Lebensabend verbringen würde, und seine Tante war höchst beeindruckt, dass er diese in vielen Aspekten außerordentlich vorteilhafte Verbindung ganz von allein geschlossen hatte. Zwar waren die Ailesburys nicht ganz so reich wie Freddys Familie, doch es gab nur wenige Familien im Lande, deren Vermögen das der Melvilles in den Schatten stellen konnte.

Die Melvilles waren erstens stinkreich, hatten zweitens Geld wie Heu und drittens genügend Kohle, um selbst den Prinzregenten blass aussehen zu lassen. Was dazu führte, dass Freddy Veranstaltungen wie diese gerne vermied. Es war kein angenehmes Gefühl, wie teure Ware auf dem Fleischmarkt behandelt zu werden.

Eine Verbindung mit Elizabeth Ailesbury hieß: Das Fortbestehen ihrer Linie wäre wieder gesichert und er würde ganz nebenbei an Land und Vermögen hinzugewinnen. Es war nicht so, als bräuchten sie mehr davon, aber man baute sich kein Imperium auf, indem man auf die Massen an Geld schaute, die man bereits besaß, und sie für gut befand.

Nein, wo Geld für ein Schloss war, in dem so viele Artefakte verstaubten, dass es unmöglich war, auch nur für eine Sekunde den Staubwedel ruhen zu lassen, da gab es auch noch Raum für eine Jagdhütte, ein Sommerhaus, einen Winterpalast und eine Auswahl an Lustgärten, eigens von königlichen Gärtnern und europäischen Landschaftsarchitekten entworfen.

»Geht es Ihnen auch gut?«, fragte Peniston Brock.

Einen Cousin mit einem Namen wie Peniston in den Annalen der eigenen Familie verewigt zu haben, war schon Schande genug, doch ihn auch noch auf eine Party mitbringen zu müssen, kam einer persönlichen Kränkung gleich.

»Nein, Peniston«, sagte Freddy, »das tut es nicht. Mein Glas ...« Er stülpte es kopfüber und ein stolzer Schluck Wein, den er wohl zu leeren vergessen hatte, landete mit einem Platscher auf dem Boden. »... ist leer.«

Die zwei betrachteten wortlos die traurige rote Pfütze auf dem schneeweißen Marmor, einer nun erfüllt mit noch größerem Bedauern, der andere etwas erschüttert darüber, dass sein Cousin sich so zum Affen machte.

»Bitte, nennen Sie mich nicht so«, sagte der Cousin. »Niemand nennt mich so.«

Peniston war das Ergebnis dessen, was passierte, wenn man aus Liebe heiratete und nicht aus dem Bedürfnis heraus, Imperien aufzubauen. Freddy kannte den Kerl nicht sonderlich gut. Er war ein entfernter Cousin zweiten oder dritten Grades, so genau wusste Freddy es nicht. Man hatte ihn in die Stadt geschickt, um Verbindungen aufzubauen, die seine Mutter in den Wind geschossen hatte, als sie sich entschied, einen Leutnant anstatt einen Earl oder zumindest einen Baron zu heirateten.

Eine Dame mit einer Feder von der Länge einer Muskete im Haar und einem Paar ausladender Brüste arbeitete sich einen Weg durch die Menge auf die Cousins zu. Freddy hielt sich gerade noch davon ab, ihr den Rücken zuzukehren und davonzurennen.

»Oh nein«, flüsterte er tonlos, aber es war bereits zu spät. Die Dame stand vor ihnen, mit erhobener Hand, als sei sie eine sommerliche Kirsche, die nur darauf wartete, gepflückt zu werden. Freddy, der den

Großteil seiner Manieren noch beisammenhatte, tat wie geheißen, und küsste ihre Fingerknöchel.

»Lady Montagu, Sie sehen wie immer fabelhaft aus.«

Lady Montagu klimperte mit ihren Wimpern, als sei sie eine unschuldige junge Rose vom Lande, wo doch das Gegenteil der Fall war. Sie ließ ihren Blick ausgiebig über ihn gleiten, dann sagte sie: »Und Sie erst, mein junger Lord. Wenn Sie nicht ganz so jung wären, gäben wir ein unschlagbares Paar ab, finden Sie nicht?«

Freddy verbeugte sich tief, da er es sich in diesem Moment nicht zutraute, mit ausreichender Überzeugung zu lügen.

»Und wer ist dieser Gentleman?«, fragte sie und besah sich Freddys Cousin.

»Das ist Penis...«

»Brock«, unterbrach ihn der Cousin und küsste ihr ebenfalls die Hand.

»Penisbrock?«, sagte sie mit einem Gurren.

»Ja, das ist sein ...«

»Einfach Brock, bitte«, unterbrach ihn Peniston erneut und wurde rot.

»Lord Brock, es ist mir eine ...«

»Mister Brock, wenn es Ihnen recht ist.«

»Mister Brock«, begann die Lady von Neuem, ein Grinsen auf den Lippen, »es ist mir eine Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hoffe, Sie genießen meinen Ball.«

Freddy biss sich auf die Innenseite seiner Wange und verwünschte Peniston still dafür, der Lady seine Gewöhnlichkeit unter die Nase reiben zu müssen.

»Eine äußerst beeindruckende Affäre, Mylady!«, entgegnete dieser wohlherzogen.

Lady Montagu nahm das Kompliment mit einem geschmeichelten Augenaufschlag an, dann schürzte sie neugierig die Lippen und ließ den Blick von Brock zu Freddy gleiten.

»Darf ich fragen, wie die zwei Herren miteinander bekannt sind?«

Freddy stellte das leere Glas auf dem Tablett eines vorbeilaufenden Kellners ab, war jedoch nicht flink genug, sich ein volles zu schnappen.

»Der werte Mister Brock hier ist mein lieber Cousin aus Devon. Er ist nach London gekommen, um etwas Großstadtluft zu schnuppern.«

Lady Montagu präsentierte ihnen erneut ein vollmundiges Grinsen, wobei ihre Zähne im Licht der Kronleuchter aufblitzten.

»Und wie läuft das Schnuppern, Mister Brock?«

Freddys Cousin errötete abermals.

»Das Schnuppern ... äh ... läuft gut, Mylady.«

»Na, dann will ich Sie nicht länger aufhalten. Aber passen Sie gut auf Ihre Nase auf. Nicht alles, was braun ist, ist Schnupftabak.« Verbunden mit einem Zwinkern glitt sie mit wippender Feder von dannen.

Peniston schwieg, bis sie von der Masse verschluckt worden war, und wandte sich schließlich an Freddy.

»Was meint sie damit?«

»Ich will es gar nicht wissen«, antwortete Freddy und schaffte es endlich, sich nicht nur eins, sondern zwei Gläser Wein von einem Tablett zu schnappen. Er nahm einen Schluck und verzog den Mund, als ihm wieder einmal einfiel, dass er Rotwein nicht mochte.

»Es gab keinen Grund, die gnädige Dame über Ihre fehlende Lordschaft zu informieren!«, herrschte er Peniston schließlich an.

Freddys Cousin nahm ihm brüsk eines der Weingläser ab.

»Es gab auch keinen Grund, sie darüber zu informieren, dass ich Peniston heiße.« Er tat es Freddy nach und nahm einen tiefen Schluck aus dem Glas, woraufhin er das Gesicht verzerrte.

Freddy unterdrückte gerade noch ein Glucksen. Na endlich, der Junge wurde ihm schon sympathischer. Immerhin bewies er endlich etwas Rückgrat. Zuvor war er nur wie ein aufgeschrecktes Huhn vor Tante Marian herumscharwenzelt.

»Aber das ist Ihr Name«, entgegnete Freddy erstaunt.

»Mag sein, aber wenn Ihr Name Abort oder Hintern wäre, dann wäre es Ihnen auch lieber, wenn es Ihnen niemand hinterherriefe, oder liege ich da falsch?«

»Vielleicht«, sagte Freddy versöhnlich.

Jetzt, wo er seinen Cousin so ansah, konnte er die Familienähnlichkeit nicht komplett abstreiten. Im richtigen Licht war da ein Rotstich in Brocks Haar und er hatte das für die Melvilles typische kantige Kinn. Seine Augen dagegen waren nicht grün wie die von Freddy und seinen Geschwistern, sondern bernsteinfarben.

»Und wer war das nun?«, fragte Brock und deutete auf die Feder, die weiterhin durch den Raum hüpfte wie eine beschwipste Hummel. Eine sehr längliche Hummel im Federkleid.

»Das ist die Dame des Abends«, verkündete Freddy verheißungsvoll. »Wenn man ihr Glauben schenken darf, eine äußerst erfolgreiche Kurtisane mit nicht nur einem, sondern gleich zwei adeligen Gönnern. Außerdem betreibt sie eine recht beliebte Spielhölle am Strand. Daher der Ball.« Freddy wies mit seinem schon wieder kläglich leeren Glas auf die versammelte Menge.

»Es ist ihr Geburtstag?«

»Nö, sie kann es einfach. Sie lädt ein, die Leute kommen, schwups, wird ein Ball draus!«

Er reckte das Glas in die Höhe, und der letzte Rest Wein landete auf dem Rock einer vorbeilaufenden Dame, die glücklicherweise nur Augen für ihren Begleiter hatte und nichts von dem Missgeschick bemerkte.

»Es ist eine ganz skandalöse Angelegenheit, vor dem der *Ton* nur die Nase rümpfen kann. Selbstverständlich sind deswegen auch alle hier versammelt.«

Die Londoner High Society ernährte sich nur von Alkohol und Gerüchten. Je weiter hergeholt das Drama und je näher an der könig-

lichen Familie, umso glücklicher die Leute. Und wo Gerüchte geboren wurden, durfte vor allem einer nicht fehlen: Henry Burgess, ein kleiner Mann mit großer Plauze und tiefen Lachfalten unterhielt – dem haltlosen Kichern nach zu urteilen – eine Schar Damen mit zweifellos obszönen Geschichten. Burgess war ein reicher Mann, der Freddy's Wissen nach nie geheiratet hatte und sein Haus mit allerlei kostbaren und überflüssigen Artefakten füllte. Zu Freddy's Leidwesen hausierte Burgess am gleichen Square in Mayfair wie die Melvilles, weswegen Freddy ständig gezwungen war, neue Ausreden zu finden, um eine Einladung auszuschlagen. Tante Marian dagegen besuchte ihn gerne zum Tee und kehrte jedes Mal mit einem Ausdruck auf dem Gesicht zurück, als wäre sie in ein Freudenhaus gestolpert: leicht pikiert doch insgeheim vergnügt. Henry Burgess war ein weiterer Grund, diese Versammlungen zu meiden, wenn man nicht als Futter in dessen Mund landen wollte.

»Ich glaube, dort drüben versucht gerade einer, Ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen«, sagte Brock mit einem Nicken.

Freddy drehte sich um und wünschte augenblicklich, er hätte es nicht getan. Umgeben von jungen Erbinnen und schnöseligen Lords stand Titus Andersey und winkte. Titus war ein außerordentlicher großer Mann mit einer außerordentlich dröhnenden Stimme und erstaunlich großen Händen, die er aufgebracht herumwedeln ließ, wann immer er sprach. Was so gut wie ständig der Fall war, denn er hörte sich gerne reden. So, wie seine Arme pausenlos um ihn herumschwangen, erinnerte er an eine menschliche Windmühle. Das unordentliche Haar verstärkte diesen Eindruck nur noch.

»Mist«, sagte Freddy, der nun Augenkontakt aufgenommen hatte und keine Möglichkeit mehr sah, Titus zu entkommen. Freddy ergab sich seinem Schicksal und gesellte sich mit Brock zu dem Zirkel von Titus' Freunden.